

DAVID
NICHOLLS

DREI
AUF
REISEN



ROMAN

KEIN & ABER

David Nicholls · Drei auf Reisen

DAVID NICHOLLS

Drei auf Reisen

ROMAN

Aus dem Englischen von
Simone Jakob



KEIN & ABER

Ebenfalls von David Nicholls:

Keine weiteren Fragen

Ewig Zweiter

Zwei an einem Tag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Us bei Hodder & Stoughton, an Hachette UK company, London
Copyright © David Nicholls 2014

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2014 by Kein & Aber AG Zürich – Berlin

Coverbild: Lena Mahr

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-0369-5701-2

Auch als eBook erhältlich

www.keinundaber.ch

In Erinnerung an meinen Vater, Alan Fred Nicholls

Du hast mich nur gelehrt, dass ich ein Herz habe – du hast nur mit einem Licht die Höhen und Tiefen meiner Seele ausgeleuchtet. Du hast mir nur mein Selbst enthüllt; denn ohne deine Hilfe wäre mein bestes Wissen über mich selbst nicht mehr, als meinen Schatten zu kennen – zu sehen, wie er an der Wand tanzt, und seine Phantastereien für meine eigenen realen Taten zu halten ...

Verstehst du jetzt, Liebste, was du für mich getan hast? Und ist es nicht ein beängstigender Gedanke, dass, wenn einige Umstände nur ein wenig anders gewesen wären, wir uns vielleicht verpasst hätten?

Nathaniel Hawthorne, in einem Brief an Sophia Peabody, 4. Oktober 1840

BUCH EINS

Die Grand Tour

Teil Eins

ENGLAND

Die liebe Gewöhnung an den Partner zog allmählich Falten um Agnes' Mund, Falten, die aussahen wie Anführungszeichen – als wäre alles, was sie sagte, schon mal gesagt worden.

Lorrie Moore, *Agnes von Iowa*

1. Einbrecher

Letzten Sommer, kurz bevor mein Sohn aufs College ging, weckte mich meine Frau mitten in der Nacht.

Zuerst dachte ich, es gehe um Einbrecher. Seit wir aufs Land gezogen waren, schreckte sie beim kleinsten Knarren, Ächzen oder Rascheln aus dem Schlaf. Ich versuchte immer, sie zu beruhigen: Das ist nur die Heizung, das sind nur die Holzbalken, die sich ausdehnen oder zusammenziehen, das sind nur Füchse. Ja klar, antwortete sie dann, Füchse, die den Laptop mitgehen lassen, Füchse, die Autoschlüssel klauen – und wir lauschten in die Dunkelheit. Es gab zwar einen »Notfallknopf« neben unserem Bett, doch ich konnte mir nicht vorstellen, ihn jemals zu drücken, denn der Alarm könnte ja jemanden stören – einen Einbrecher zum Beispiel.

Ich bin zwar kein besonders mutiger oder imposanter Mann, aber in jener Nacht seufzte ich nur, warf einen Blick auf die Uhr – kurz nach vier –, ging die Treppe runter, stieg über unseren nutzlosen Hund und tappte von Zimmer zu Zimmer, um alle Fenster und Türen zu kontrollieren.

Wieder im Schlafzimmer, sagte ich: »Alles bestens. Wahrscheinlich nur Luft in den Wasserrohren.«

»Wovon sprichst du?«, fragte Connie, die sich unterdessen aufgesetzt hatte.

»Alles in Ordnung, keine Einbrecher weit und breit.«
»Wer redet denn von *Einbrechern*? Ich sagte, ich habe das Gefühl, unsere Ehe ist am Ende, Douglas. Ich glaube, ich will dich verlassen.«

Eine Weile saß ich stumm auf der Bettkante.

»Na ja, wenigstens sinds keine Einbrecher«, sagte ich schließlich, doch keiner von uns lächelte, und beide machten wir in dieser Nacht kein Auge mehr zu.

2. Douglas Timothy Petersen

Unser Sohn Albie würde also im Oktober von zu Hause ausziehen und zu bald danach auch meine Frau. Die beiden Ereignisse schienen mir so eng miteinander verknüpft, dass mir gelegentlich der Gedanke kam, dass wir, wenn Albie seine Prüfungen vergeigt hätte und sie wiederholen müsste, vielleicht noch ein gutes Jahr Ehe vor uns hätten.

Aber bevor ich mehr über diese und andere Ereignisse erzähle, die sich in diesem speziellen Sommer ereigneten, sollte ich Ihnen erst ein bisschen was über mich erzählen – ein »Porträt in Worten«. Es dürfte nicht allzu lange dauern. Ich heiße Douglas Petersen und bin 54 Jahre alt. Ist Ihnen das faszinierende dritte »e« in Petersen aufgefallen? Es ist ein Vermächtnis skandinavischer Vorfahren, irgendeines Urgroßvaters – allerdings war ich nie in Skandinavien und kann auch keine interessanten Geschichten dazu erzählen. Skandinavier werden üblicherweise als blond, gutaussehend, offen und ungehemmt beschrieben – nichts davon trifft auf mich zu. Ich bin Engländer durch und durch. Meine Eltern, die beide gestorben sind, haben mich in

Ipswich aufgezogen, mein Vater war Arzt, meine Mutter Biologielehrerin. Den Namen »Douglas« verdanke ich ihrer nostalgischen Schwärmerei für Douglas Fairbanks, den Hollywoodstar – noch etwas, das Sie auf eine falsche Fährte locken könnte. Im Laufe der Jahre wurden mehrere Versuche unternommen, mir Spitznamen wie »Doug«, »Dougie« oder sogar »Doogie« zu geben. Meine Schwester Karen, die einzige selbst ernannte »schillernde Persönlichkeit« der Familie Petersen, nennt mich »D.«, »Big D.«, »D-ster« oder »Professor D.«, was, wie sie sagt, mein Knastname wäre, aber keiner hat sich durchgesetzt, und so bin ich Douglas geblieben. Auch mein zweiter Vorname, Timothy, birgt keine Vorteile. Douglas Timothy Petersen. Von Beruf Biochemiker.

Was mein Aussehen betrifft: Am Anfang unserer Beziehung, als meine Frau und ich noch das Bedürfnis hatten, ständig über das Aussehen und den Charakter des anderen und darüber, was wir aneinander *liebten*, zu sprechen, hat sie mir mal gesagt, mein Gesicht sei »völlig in Ordnung«; als sie meine Enttäuschung bemerkte, fügte sie schnell hinzu, ich hätte »wirklich freundliche Augen«, was auch immer das heißen mag. Und es stimmt, mein Gesicht ist völlig in Ordnung, und meine Augen, ob »freundlich« oder nicht, sind dunkelstes Dunkelbraun, meine Nase hat eine angemessene Größe, und ich habe die Art Lächeln, wegen der Fotos im Müll landen. Was sonst? Einmal kam bei einer Dinnerparty das Gespräch auf das Thema: »Wer könnte mich im Film meines Leben spielen?« Es wurde viel gelacht und gescherzt, während alle mit diversen Filmstars und TV-Promis verglichen wurden. Bei Connie war es irgendeine obskure europäische Schauspielerin, und sie

protestierte – »Die ist viel zu glamourös, zu schön« und so weiter –, war jedoch sichtlich geschmeichelt. Das Spiel ging weiter, aber als ich an der Reihe war, verstummten alle, tranken einen Schluck Wein und kratzten sich am Kinn. Die Hintergrundmusik kam uns auf einmal sehr laut vor. Anscheinend sah ich keiner berühmten oder markanten Persönlichkeit in der gesamten Menschheitsgeschichte ähnlich, was wohl heißt, dass ich entweder einzigartig oder das völlige Gegenteil davon bin. »Wer möchte noch Käse?«, fragte der Gastgeber, und wir sprachen rasch über etwas anderes, wie die relativen Vorzüge von Korsika gegenüber Sardinien.

Wie auch immer, ich bin 54 Jahre alt – habe ich das schon erwähnt? – und habe einen Sohn, Albie (auch Egg genannt), den ich sehr liebe, der mich aber manchmal mit einer so reinen, gebündelten Verachtung ansieht, dass ich vor Traurigkeit und Bedauern kaum sprechen kann.

Wir sind also eine kleine, fast kümmerliche Familie, und ich glaube, manchmal hat jeder von uns das Gefühl, sie ist zu klein, und wir alle wünschen uns, es wäre noch jemand da, der ein paar der Schläge abbekommt. Connie und ich hatten auch noch eine Tochter, aber sie starb schon bald nach der Geburt.

3. Die Parabel

Laut einer gängigen Vorstellung sehen Männer mit zunehmendem Alter immer besser aus, zumindest bis zu einem gewissen Punkt. Wenn das stimmt, bin ich auf dem absteigenden Ast. »Kauf dir Feuchtigkeitscreme!«, sagte Connie

zu mir, als wir uns kennenlernten, aber dass ich das tun würde, war ebenso wahrscheinlich wie dass ich mir den Hals tätowieren lasse, weshalb ich jetzt einen Teint habe wie Jabba the Hutt. In T-Shirts sehe ich schon seit einigen Jahren peinlich aus, aber ich versuche, mich körperlich fit zu halten. Ich achte auf meine Ernährung, um nicht dasselbe Schicksal zu erleiden wie mein Vater, der zu früh an einem Herzinfarkt gestorben ist. Sein Herz ist »förmlich explodiert«, sagte der Arzt – unangemessen genüsslich, wie ich fand –, und so gehe ich sporadisch und gehemmt joggen, wobei ich nie weiß, was ich mit meinen Händen machen soll – sie hinter dem Rücken verschränken? Früher haben Connie und ich gerne zusammen Badminton gespielt, obwohl sie dazu neigte, ständig zu kichern, rumzualbern und das Spiel »ein bisschen lächerlich« zu finden. Das ist ein verbreitetes Vorurteil. Badminton hat weder das angeberische Yuppie-Gehabe von Squash noch die Romantik von Tennis, aber es ist das beliebteste Rückschlagspiel der Welt, und die besten Spieler sind Weltklasseathleten mit Killerinstinkt. »Ein Federball erreicht Geschwindigkeiten von bis zu 220 Meilen pro Stunde«, erklärte ich Connie, wenn sie mal wieder vornübergebeugt am Netz stand. »Hör. Auf. Zu. Lachen!« – »Aber da sind *Federn* dran«, sagte sie dann, »es ist mir unangenehm, auf etwas mit Federn einzudreschen. Als wollte man einen Spatz kaltmachen.«

Was sonst? Zum fünfzigsten Geburtstag hat Connie mir ein wunderschönes Rennrad geschenkt, auf dem ich manchmal durch grüne Gassen kurve, der Symphonie der Natur lausche und mir vorstelle, was ein Zusammenstoß mit einem Lkw meinem Körper antun würde. Zum einundfünfzigsten bekam ich Joggingsachen, zum zweiund-

fünfzigsten einen Ohren- und Nasenhaartrimmer, ein Objekt, das mich gleichzeitig fasziniert und abstößt, wenn es tief in meinem Schädel summt wie ein Mini-Rasenmäher. Die unterschwellige Botschaft all dieser Dinge war immer dieselbe: Steh niemals still, versuch, nicht alt zu werden, nimm nichts als selbstverständlich hin.

Trotzdem, es lässt sich nicht leugnen: Ich bin ein Mann in mittleren Jahren. Ich setze mich hin, um Socken anzuziehen, ächze beim Aufstehen und bin mir meiner Prostata, die sich wie eine Walnuss zwischen meinen Pobacken anfühlt, erschreckend bewusst geworden. Man hatte mir weisgemacht, Älterwerden sei ein langsamer, schleichender Prozess, wie die Bewegung eines Gletschers. Heute ist mir klar, dass es ruck, zuck geht, wie eine Schneelawine, die vom Dach rutscht.

Meine zweiundfünfzigjährige Frau kommt mir hingegen noch genauso attraktiv vor wie an dem Tag, als wir uns kennenlernten. Wenn ich ihr das sagen würde, wäre ihre Antwort: »Das ist doch leeres Geschwätz, Douglas. Niemand bevorzugt Falten und graues Haar.« Und ich würde antworten: »Aber nichts davon kommt überraschend. Seit unserer ersten Begegnung erwarte ich, dir beim Älterwerden zuzusehen. Warum sollte es mich stören? Ich liebe *dieses* Gesicht, nicht dein Gesicht mit 28, 34 oder 43.«

Vielleicht hätte sie sich darüber gefreut, doch ich konnte mich nie überwinden, es ihr zu sagen. Ich hatte immer geglaubt, noch alle Zeit der Welt zu haben, und jetzt, wo ich um vier Uhr morgens auf der Bettkante sitze und aufgehört habe, nach Geräuschen von Einbrechern zu lauschen, ist es offenbar zu spät.

»Wie lange hast du ...«

»Eine ganze Weile.«
»Und wann willst du ...?«
»Keine Ahnung. Nicht bevor Albie ausgezogen ist.
Nach dem Sommer. Im Herbst, im neuen Jahr?«
Und schließlich: »Darf ich fragen, warum?«

4. v. C. und n. C.

Damit diese Frage und die letztendliche Antwort Sinn ergeben, könnte etwas mehr Kontext nicht schaden. Ich unterteile mein Leben intuitiv in zwei Hälften – *vor* Connie und *nach* Connie –, und bevor ich genauer erkläre, was in jenem Sommer passiert ist, könnte es hilfreich sein, von unserer ersten Begegnung zu erzählen. Schließlich ist das hier eine Liebesgeschichte, also spielt Liebe darin natürlich eine nicht unwesentliche Rolle.

5. Einsam, zweisam

»Einsam« ist ein beunruhigendes Wort, mit dem man nicht leichtfertig um sich werfen sollte. Es berührt die Leute unangenehm, denn es beschwört alle möglichen noch unerfreulicheren Adjektive wie »traurig« oder »eigenbrötlerisch« herauf. Ich bin eigentlich immer ganz beliebt und geschätzt gewesen, glaube ich – aber wenig Feinde zu haben ist nicht dasselbe wie viele Freunde zu haben, und ich kann nicht leugnen, dass ich, wenn nicht »einsam«, so doch öfter allein war, als ich es mir gewünscht hätte.

Die meisten Leute erreichen in ihren Zwanzigern eine

Art Hochwassermarke der Geselligkeit, sie treten die Reise in die Abenteuer der realen Welt an, beginnen ihre Karriere, führen ein aktives, aufregendes Privatleben, verlieben sich, stürzen sich kopfüber in Sex und Drogen. Ich wusste von den Nachtclubs, den Galerieeröffnungen, den Gigs und Demonstrationen, ich sah die verkaterten Menschen, die auf der Arbeit dieselben Sachen trugen wie am Vortag, die wilden Knutschereien in der U-Bahn und die Tränen in der Kantine, aber ich beobachtete das alles wie durch zentimeterdickes Panzerglas. Ich denke da speziell an die späten Achtzigerjahre, die, trotz aller Entbehrungen und Krawalle, eine ziemlich aufregende Zeit waren. Mauern fielen, im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn, es gab einen politischen Wechsel, ich zögere, es eine Revolution oder den Beginn einer neuen Ära zu nennen – es gab Kriege in Europa und im Nahen Osten, Aufstände und Wirtschaftskrisen –, aber wenigstens herrschte ein Gefühl der Unberechenbarkeit, der Veränderung. Ich erinnere mich, in den Zeitungsfarbbeilagen eine Menge über den *Second Summer of Love* gelesen zu haben. Für den ersten Sommer der Liebe war ich zu jung gewesen, während des zweiten schrieb ich an meiner Doktorarbeit – über RNA-Protein-Interaktionen und Proteinfaltung bei der Translation. »Das einzige Acid in *diesem* Haus«, sagte ich damals gern im Labor, »ist deoxyribonucleic acid der DNA«, ein Witz, der nie die Anerkennung bekam, die er verdiente.

Trotzdem, als das Jahrzehnt zur Neige ging, tat sich so einiges, wenn auch nur bei anderen Leuten an anderen Orten, und im Stillen fragte ich mich, ob nicht auch in meinem Leben eine Veränderung fällig war und wie ich diese bewerkstelligen sollte.

6. *Drosophila melanogaster*

Die Berliner Mauer stand noch, als ich nach Balham zog. Ich näherte mich der dreißig, war ein Doktor der Biochemie, lebte in einem kleinen, halb möblierten, mit einer erdrückenden Hypothek belasteten Wohnung abseits der Hauptstraße, ertrank in Arbeit und Schulden und verbrachte die Werktage und einen Großteil der Wochenenden damit, für meine erste Postdocstelle *Drosophila melanogaster* zu untersuchen, die Schwarzbäuchige Taufliege oder Fruchtfliege, unter Verwendung von Mutagenen in klassischen »Forward«-Screens. Es war eine aufregende Zeit in der *Drosophila*-Forschung, denn damals wurden die Werkzeuge entwickelt, um das Genom von Organismen zu entschlüsseln und zu manipulieren, und zumindest beruflich war es eine Art Goldenes Zeitalter für mich.

Heutzutage bekomme ich außerhalb von Obstschalen selten eine Fruchtfliege zu Gesicht. Ich arbeite jetzt im privatwirtschaftlichen, kommerziellen Sektor – für einen »bösen Konzern«, wie mein Sohn sagt –, als Leiter für Forschung und Entwicklung, ein eher hochtrabender Titel, der wenig mehr bedeutet, als dass ich auf die Freiheit und das Abenteuer der Grundlagenforschung verzichten muss. Meine Position ist heute eine organisatorische, strategische und wie man es sonst noch nennt. Wir finanzieren Universitätsforscher, um uns ihre akademische Expertise, ihre Innovationen und ihren Enthusiasmus zunutze zu machen, aber alles muss »effektiv« und praktisch anwendbar sein. Ich mag meine Arbeit, ich bin gut darin, manchmal bin ich immer noch im Labor, doch heute koordiniere und manage ich hauptsächlich jüngere Leute, die dieselbe Ar-

beit machen wie ich früher. Ich bin kein gewissenloser Handlanger der Wirtschaft; ich bin kompetent, und meine Arbeit hat mir Erfolg und Unabhängigkeit gebracht, aber sie ist nicht mehr so spannend wie früher.

Denn es *war* spannend, Stunden über Stunden mit einer kleinen Gruppe engagierter, leidenschaftlicher Menschen zusammenzuarbeiten. Die Wissenschaft hatte damals etwas Beglückendes, Inspirierendes und Lebenswichtiges für mich. In zwanzig Jahren sollten Experimente an Taufliegen zu medizinischen Innovationen führen, die wir uns nie hätten träumen lassen, aber zu der Zeit hat uns eine reine, fast spielerische Neugier motiviert. Es hat ganz einfach *Spaß* gemacht, und es ist nicht übertrieben zu sagen, dass ich meinen Beruf liebte.

Was nicht heißen soll, dass nicht auch eine Menge banaler Schufferei dazugehörte; die Computer waren damals noch unterentwickelt und temperamentvoll, kaum mehr als riesige Taschenrechner und bei Weitem nicht so leistungsfähig wie das Handy, das ich heute in der Tasche habe, auch die Dateneingabe war aufwendig und umständlich. Und obwohl die Taufliege als Versuchsobjekt einiges zu bieten hat – eine hohe Fruchtbarkeit, einen kurzen Brutzyklus, eine charakteristische Morphologie –, fehlt es ihr entschieden an Persönlichkeit. Wir hielten uns eine als Haustier im Insektarium unseres Labors, einem separaten Glas mit winzigen Teppichen und Puppenhausmöbeln, und ersetzten sie am Ende ihres Lebens durch eine neue. Obwohl die Geschlechtsbestimmung bei Taufliegen nicht allzu schwierig ist, nannten wir ihn/sie Bruce – ein typisches Beispiel für Biochemiker-Humor.

Solche kleinen Ablenkungen waren dringend nötig,

denn Drosophila-Populationen zu betäuben und sie anschließend einzeln mit einem Pinsel und einem Mikroskop zu untersuchen und auf winzige Veränderungen in der Augenpigmentierung oder Flügelform zu untersuchen ist, um ehrlich zu sein, ziemlich stupide. Es ist ein bisschen wie mit einem riesigen Puzzle anzufangen. Am Anfang denkt man, das wird bestimmt lustig, man schaltet das Radio ein und macht sich eine Kanne Tee, bis einem klar wird, dass es viel zu viele Teile sind und fast alle nur blauen Himmel zeigen.

Deshalb war ich an jenem Freitagabend eigentlich viel zu müde für die Party meiner Schwester. Abgesehen davon war ich auf der Hut, aus mehr als einem guten Grund.

7. Die Ehestifterin

Erstens, weil ich den Kochkünsten meiner Schwester misstraute, bei denen unweigerlich etwas wie ein Makkaroni-Auflauf herauskam, unter dessen verkohlter Billigkäsekruste entweder Dosenthunfisch oder fettiges Hackfleisch lauerte. Zweitens, weil Partys im Allgemeinen und Dinnerpartys im Besonderen mir immer wie eine ausgesprochen erbarmungslose Art von Gladiatorenkampf vorgekommen waren, bei denen den Geistreichsten, Erfolgreichsten und Attraktivsten Lorbeerkränze verliehen wurden, während die Leichen der Besiegten noch blutend auf den lackierten Dielen lagen. Der Druck, sich unter solchen Umständen von seiner besten Seite zu präsentieren, hat bis heute eine lähmende Wirkung auf mich, trotzdem bestand meine Schwester wieder und wieder darauf, mich in die Arena zu zwingen.

»Du kannst dich nicht für den Rest deines Lebens zu Hause verkriechen, D.«

»Ich verkrieche mich nicht zu Hause, ich bin fast nie da ...«

»Mutterseelenallein in dieser Bruchbude ...«

»Es ist keine ... Ich bin voll und ganz zufrieden mit meinem Leben, Karen.«

»Ha! Wer's glaubt! Wer kann damit zufrieden sein, D.?«

Und es stimmt, dass es in meinem Leben bis zu jener Februarnacht wenig Grund für Freude, Feuerwerke oder Luftsprünge gab. Ich mochte meine Kollegen und sie mochten mich, aber nachdem ich mich am Samstagmittag von Steve, unserem Pförtner, verabschiedet hatte, machte ich den Mund nicht mehr auf, bis ich meine Lippen am Montagmorgen mit einem hörbaren »Plopp« wieder öffnete, um ihn zu begrüßen. »Wie war Ihr Wochenende, Douglas?«, fragte er dann. »Ach, ruhig, Steve, sehr ruhig.« Trotzdem erfüllten mich meine Arbeit, das monatliche Pub-Quiz und das Bier mit den Kollegen am Freitagabend mit Zufriedenheit. Und wenn mir gelegentlich der Verdacht kam, dass mir etwas fehlte, tja – galt das nicht für alle Menschen?

Für meine Schwester offenbar nicht, denn mit Mitte zwanzig pflegte sie diverse Freundschaften mit Leuten, die meine Eltern »Künstlertypen« nannten: Möchtegern-Schauspieler, Dramatiker, Dichter, Musiker, Tänzer – glamouröse junge Leute mit weltfremden Berufen, die spät ins Bett gingen und sich zu allen Tages- und Nachtzeiten auf eine lange, emotionale Tasse Tee trafen. Für meine Schwester war das Leben eine einzige Gruppenumarmung, und es schien sie auf eine bizarre Art zu amüsieren, mich

ihren jüngeren Freunden vorzuführen. Sie sagte gern, dass ich die Jugend übersprungen und gleich ins gesetzte Alter übergegangen oder schon als Mittvierziger zur Welt gekommen sei. Und es stimmte, ich bin im Jungsein nie sonderlich gut gewesen. Aber warum bestand sie schon wieder darauf, dass ich zu ihrer Party kam?

»Es werden *Frauen* da sein ...«

»Frauen? Frauen ... Ja, hab davon gehört.«

»Ganz besonders eine ...«

»Ich weiß, was Frauen sind, Karen. Ich kenne Frauen, ich rede mit ihnen ...«

»Diese hier ist anders. Glaub mir.«

Ich seufzte. Aus irgendeinem Grund war Karen davon besessen, »mir eine Freundin zu verschaffen«, ein Ziel, das sie mit einer betörenden Mischung aus Penetranz und Nötigung verfolgte.

»Willst du etwa dein ganzes Leben allein bleiben? Hm? Na?«

»Die Absicht hatte ich nicht, nein.«

»Und wo willst du eine Frau kennenlernen, D.? In deinem Schrank? Unterm Sofa? Willst du dir eine im Labor züchten?«

»Ich habe wirklich keine Lust mehr, mit dir darüber zu reden.«

»Ich sage das ja nur, weil ich dich *liebe!*« Liebe war Karens Ausrede für all ihre Erpressungsversuche. »Ich decke einen Platz am Tisch für dich, und wenn du nicht aufkreuzt, ist der Abend ruiniert!« Und damit legte sie auf.

8. Thunfisch-Nudel-Auflauf

Also wurde ich an jenem Abend in der winzigen Wohnung in Tooting energisch in die winzige Küche bugsiert, wo sich sechzehn Leute um einen wackeligen Tapeziertisch drängten, in dessen Mitte der berühmte Nudelaufwurf meiner Schwester prangte, der glühte wie ein Meteorit und roch wie angebranntes Katzenfutter.

»Leute! Das ist mein reizender Bruder Douglas! Seid nett zu ihm, er ist schüchtern!« Meine Schwester tat nichts lieber, als auf schüchterne Leute zu zeigen und SCHÜCHTERN! zu brüllen. Hallo, hi, grüß dich, Douglas, sagten meine Konkurrenten, und ich zwängte mich zwischen einen gutaussehenden, haarigen Mann in schwarzer Strumpfhose und gestreifter Weste und eine äußerst attraktive Frau.

»Ich bin Connie«, sagte sie.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Connie«, erwiderte ich scharfsinnig wie ein Rasiermesser, und so lernte ich meine Frau kennen.

Eine Pause entstand. Ich überlegte, ob ich sie bitten sollte, mir den Auflauf zu reichen, aber dann würde ich ihn essen müssen, deshalb fragte ich nur: »Und, was machst du beruflich, Connie?«

»Gute Frage«, log sie. »Ich schätze, ich bin Künstlerin. Das hab ich zumindest studiert, aber es klingt so präntiös ...«

»Überhaupt nicht«, sagte ich und dachte: Oh Gott, *Künstlerin!* Hätte sie »Zellbiologin« gesagt, hätte mich nichts zurückgehalten, doch solche Leute traf ich selten, schon gar nicht in der Wohnung meiner Schwester. *Künst-*

lerin. Ich hasste Kunst nicht, im Gegenteil, aber ich hasste es, keine Ahnung davon zu haben.

»Und? Wasserfarbe oder Öl?«

Sie lachte. »Ein bisschen komplizierter ist es schon.«

»Hey, ich bin auch Künstler«, mischte sich der gutaussehende Mann zu meiner Linken ein. »Trapezkünstler!«

Danach kam ich kaum noch zu Wort. Jake, der pelzige Mann in Weste und Strumpfhose, war ein Zirkusartist, der sowohl seine Arbeit als auch sich selbst liebte. Und wie konnte ich mit einem Mann konkurrieren, der seinen Lebensunterhalt damit verdiente, den Gesetzen der Schwerkraft zu trotzen? Stattdessen saß ich stumm da, beobachtete Connie aus den Augenwinkeln und machte dabei folgende Beobachtungen:

9. Sieben Dinge über Connie

1.) Sie hatte tolle Haare. Gut geschnitten, glänzend, so schwarz, dass es fast künstlich wirkte, die Spitzen nach vorne gekämmt (»Spitzen« – sagt man das so?), um ihr schönes Gesicht einzurahmen. Frisuren zu beschreiben ist nicht meine Stärke, dazu fehlt mir das Vokabular, aber ihre erinnerte an einen Fünfzigerjahre-Filmstar, daran, was meine Mutter einen »Pagenkopf« nennen würde, trotzdem modern und schick. »Schick« – das hör sich einer an. Wie auch immer, schon beim Hinsetzen hatte ich den Duft ihres Shampoos und ihres Parfüms wahrgenommen, nicht weil ich an ihrem Nacken geschnuppert hatte wie ein Dachs, selbst ich wusste es besser, sondern weil es am Tisch so eng war.

2.) Connie hörte wirklich zu. Für meine Schwester und ihre Freunde bedeutete eine »Unterhaltung« üblicherweise nur, abwechselnd zu sprechen, aber Connie hörte dem Trapezkünstler aufmerksam zu, die Wange in die Hand gestützt, der kleine Finger ruhte auf ihrem Mundwinkel. Sie wirkte souverän, gelassen und strahlte eine ruhige Intelligenz aus. Ihr Gesichtsausdruck war gespannt, aber nicht völlig unkritisch oder bierernst, sodass man nie sagen konnte, ob sie etwas beeindruckend oder lächerlich fand, eine Haltung, die sie bis heute beibehalten hat.

3.) Obwohl ich sie anziehend fand, war sie nicht die attraktivste Frau am Tisch. Ich weiß, wenn man sein erstes Treffen mit einem geliebten Menschen beschreibt, ist es üblich anzudeuten, dass ein spezielles Leuchten von ihm ausging: »Als sie den Raum betrat, war es, als würde die Sonne aufgehen«, oder »Ich konnte den Blick nicht von ihr/ihm wenden«. Doch ich konnte den Blick von ihr wenden und tat es auch, und ich würde sagen, dass sie, zumindest im konventionellen Sinn, vielleicht die drittschönste Frau im Raum war. Meine Schwester mit ihrer viel gepriesenen »schillernden Persönlichkeit« umgab sich gerne mit extrem gutaussehenden, »coolen« Menschen, aber Coolness und Freundlichkeit gehen selten Hand in Hand, und die Tatsache, dass diese Leute wirklich unangenehm, boshaft, präntentiös oder dumm sein konnten, war in ihren Augen ein geringer Preis für den Glamour, den sie ausstrahlten. Also war ich, auch wenn an jenem Abend viele attraktive Frauen da waren, sehr froh, neben Connie zu sitzen, obwohl sie nicht auf den ersten Blick strahlte, glänzte, leuchtete, brillierte ...

4.) Sie hatte eine sehr anziehende Stimme – tief, trocken, ein bisschen heiser, mit einem deutlichen Londoner Akzent. Sie hat ihn ihm Laufe der Jahre verloren, aber damals hat sie noch viele Konsonanten verschluckt. Normalerweise wäre das ein Hinweis auf die soziale Herkunft, nicht so im Bekanntenkreis meiner Schwester. Einer ihrer Cockney-Freunde sprach wie ein Straßenverkäufer, obwohl sein Vater der Bischof von Bath und Wells war. Connie stellte ehrliche, intelligente Fragen, die trotzdem eine gewisse ironisch-spöttische Unterströmung hatten. »Sind Clowns im echten Leben genauso lustig wie in der Manege?« Solche Dinge. Sie hatte das instinktive Timing einer Komikerin und die Gabe, witzig zu sein ohne zu lächeln, darum habe ich sie immer beneidet. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo ich vor Publikum einen Witz erzähle, grimassiere ich wie ein panischer Schimpanse, aber Connies Humor war und ist trocken. »Sag mal«, fragte sie nun beispielsweise Jake, das Gesicht eine ausdruckslose Maske, »wenn du durch die Luft auf deinen Partner zufliegst, möchtest du nicht manchmal das hier machen?« Sie hielt den Daumen an die Nase, wackelte mit den übrigen Fingern, und ich war hin und weg.

5.) Sie trank eine Menge, füllte ihr Glas erneut, noch bevor es leer war, als fürchte sie, der Wein könnte nicht reichen. Der Alkohol hatte keinerlei erkennbare Wirkung, außer vielleicht, dass sie ihrem Gesprächspartner noch eindringlicher zuzuhören schien, als würde es sie mehr Mühe kosten, sich zu konzentrieren. Connies Art zu trinken hatte etwas Leichtherziges, verbunden mit einer Ich-sauf-dich-unter-den-Tisch-Attitüde. Es machte Spaß, mit ihr zusammen zu sein.

6.) Sie hatte Stil, ohne teuer oder protzig gekleidet zu sein, aber irgendwie wirkte alles *stimmig*. Die damalige Mode legte großen Wert auf den »Schlabberlook«, sodass der Eindruck entstand, die Gäste rings um den Tisch wären Kleinkinder in den T-Shirts ihrer Eltern. Connie dagegen trug gut geschnittene, stilvolle Secondhandkleider (was man, wie ich seitdem gelernt habe, »Vintage« nennt), die figurbetont und eng anliegend waren und – tut mir leid, aber es lässt sich nicht anders ausdrücken – ihre »Kurven« betonten. Klug, originell, der Masse voraus und zugleich altmodisch wie eine Figur aus einem Schwarz-Weiß-Film. Im Gegensatz dazu war der Eindruck, den ich damals zu hinterlassen versuchte – gar keiner. Meine Garderobe umfasste das gesamte Spektrum von Taupe bis Grau, sämtliche Farben der Flechtenwelt, und man kann getrost davon ausgehen, dass Chinos involviert waren. Wie auch immer, die Tarnkleidung erfüllte ihren Zweck, denn ...

7.) Die Frau neben mir zeigte nicht das geringste Interesse an mir.

10. Der tollkühne Mann am Trapez

Und warum sollte sie? Jake, der Trapezkünstler, sah jeden Tag dem Tod ins Auge, ich höchstens dem Fernseher. Und es war nicht einfach nur ein Zirkus, sondern ein *Punk-Zirkus*, erklärte uns Jake, Teil der *Cirque-Nouveau*-Welle, wo mit Kettensägen jongliert, Ölfässer in Brand gesetzt und darauf rumgetrommelt wurde. Zirkus war neuerdings sexy; tanzende Elefanten waren nackten Schlangenmenschen,

Ultra-Brutalität und »einer Art anarchischer, postapokalyptischer Mad-Max-Ästhetik« gewichen.

»Du meinst, die Clowns fahren nicht mehr mit diesen Autos, deren Räder abfallen?«, fragte Connie mit unbewegter Miene.

»Nein! Scheiße, Mann! Unsere Autos *explodieren!* Wir sind nächste Woche im Clapham Common, ich kann euch Karten besorgen!«

»Oh, wir sind nicht zusammen«, sagte sie etwas zu schnell. »Wir haben uns gerade erst kennengelernt.«

»Ah!« Jake nickte, wie um zu sagen: »Wundert mich nicht.« Eine Pause entstand, und um sie zu füllen, fragte ich:

»Sag mal, ist es für einen Trapezkünstler wie dich eigentlich schwierig, eine vernünftige Autoversicherung zu kriegen?«

Der Prozentsatz schwankt, aber manchmal ergeben die Dinge, die ich sage, nicht mal für mich einen Sinn. Vielleicht war es als Scherz gemeint gewesen. Vielleicht hatte ich gehofft, Connies lakonischen Ton mit den hochgezogenen Augenbrauen und dem ironischen Lächeln zu imitieren. Falls ja, hatte es nicht funktioniert, denn sie lachte nicht, sondern schenkte sich Wein nach.

»Nein, weil ich meinen Beruf nicht angebe«, sagte Jake mit rebellischer Todesverachtung, was ja alles ganz anarchisch war und so, aber viel Glück bei zukünftigen Schadensfällen, mein Lieber. Nachdem ich das Gespräch auf Versicherungsbeiträge gelenkt hatte, legte ich mir einen Klumpen Thunfisch-Nudel-Auflauf auf den Teller und verbrühte Connie dabei mit fettigen, lavaheißen Cheddarfäden den Handrücken, und während sie sie entfernte,

nahm Jake seinen Monolog wieder auf und griff an mir vorbei nach einer neuen Weinflasche. Bis dahin hatte ich mir Trapezkünstler immer als smarte, robuste Burt-Lancaster-Typen im Trikot vorgestellt, glatt rasiert und mit Brillantine im Haar. Jake dagegen war ein wilder Mann, mit üppiger Körperbehaarung in der Farbe eines Basketballs, trotzdem unlegbar gutaussehend, mit markanten Gesichtszügen, einem keltischen Tattoo um den Bizeps und einer wilden roten Haarmähne, die er mit einem fettigen Haargummi zu einem Knoten gebändigt hatte. Wenn er redete – und er redete viel –, blitzten seine Augen Connie an, sahen glatt durch mich hindurch, und ich war gezwungen zu akzeptieren, Zeuge eines unverhohlenen Verführungsversuchs zu sein. Verlegen griff ich nach dem Salatverschnitt, der großzügig in Malzessig und Speiseöl getränkt war. Meine Schwester hatte das seltene kulinarische Talent, Salat wie Pommes schmecken zu lassen.

»Dieser Moment des Durch-die-Luft-Fliegens«, sagte Jake und hob die Arme, »während man fällt und gleichzeitig schwebt, der ist einfach unvergleichlich. Man versucht, ihn festzuhalten, aber er ist ... vergänglich. Es ist, als wollte man einen Orgasmus zurückhalten. Kennst du das?«

»Ob ich es kenne?«, sagte Connie todernt. »Ich mache es gerade.«

Ich brüllte vor Lachen, was mir einen feindseligen Blick von Jake einbrachte, und schnell hielt ich ihm die Salat-schüssel hin. »Möchte jemand Salat? Eisbergsalat?«

II. Chemie

Der Thunfisch-Nudel-Auflauf wurde runtergewürgt wie heißer Lehm, und Jakes Monolog ging weiter bis zum Nachtsch, ein ironisch zu verstehendes Sherry Trifle, das mit so viel Schlagsahne, Smarties und Fruchtgummis verziert war, dass schon sein Anblick Diabetes Typ 2 auslösen konnte. Connie und Jake unterhielten sich weiterhin über mich hinweg, Pheromone vernebelten die Luft, das erotische Krafffeld drückte mich weiter und weiter vom Tapeziertisch weg, bis ich praktisch im Flur bei den Fahrrädern und Stapeln von Gelben Seiten saß. An irgendeinem Punkt muss Connie es bemerkt haben, denn sie fragte mich: »Und, Daniel, was machst du beruflich?«

»Daniel«, das war immerhin nah dran. »Na ja, ich bin Wissenschaftler.«

»Ach ja, deine Schwester hat so was erwähnt. Sie meint, du hast einen Dokortitel. Ich welchem Fach?«

»Biochemie, aber im Moment studiere ich Drosophila, die Fruchtfliege.«

»Und weiter?«

»Weiter?«

»Erzähl mir mehr. Es sei denn, es ist topsecret.«

»Nein, nein, es ist nur, normalerweise fragt niemand genauer nach. Okay, wie kann ich ... also, wir benutzen Chemikalien, um genetische Mutationen auszulösen ...«

Jake stöhnte hörbar auf, und ich spürte, wie etwas meine Wange streifte, als er nach einer weiteren Flasche Wein griff. Für manche Menschen suggeriert das Wort »Wissenschaftler« entweder einen Wahnsinnigen mit aufgerissenen Augen oder einen weißbekittelten bösen Wissenschaftler

aus einem James-Bond-Film, und Jake gehörte offenbar dazu.

»*Mutationen?* Warum sollte man Fruchtfliegen mutieren? Warum lasst ihr die armen Viecher nicht einfach in Ruhe?«

»Na ja, Mutation ist an sich nichts Unnatürliches. Es ist nur ein anderes Wort für Evolu...«

»Es ist falsch, der Natur ins Handwerk zu pfuschen.« Er sprach jetzt zu allen am Tisch, »Pestizide, Fungizide, ich halte das alles für böse ...«

Eine ziemlich unwahrscheinliche Hypothese. »Ich weiß nicht, ob eine chemische Verbindung an sich böse sein kann. Sie kann unverantwortlich oder leichtsinnig eingesetzt werden, was ja leider oft der Fall ...«

»Eine Freundin von mir hat einen Schrebergarten in Stoke Newington, alles total organisch, und das Essen ist fantastisch, absolut fantastisch ...«, fuhr er fort.

»Davon bin ich überzeugt. Aber ich bezweifle, dass es in Stoke Newington Heuschreckenplagen, jährliche Dürreperioden oder ausgelaugte Böden gibt ...«

»Tomaten sollten nach Tomaten schmecken«, rief er völlig zusammenhanglos.

»Tut mir leid, ich kann nicht ganz ...«

»Chemie. All diese Chemie!«

Noch ein unlogischer Einwurf. »Aber ... alles besteht aus Chemie. Tomaten bestehen aus Chemie, der Salat besteht aus Chemie. Dieser hier besonders. Selbst du, Jake, bestehst aus Chemie.«

Er wirkte persönlich beleidigt. »Quatsch!«, sagte er, und Connie lachte.

»Tut mir leid, aber so ist es«, sagte ich. »Du bestehst aus

sechs Hauptelementen, 65 Prozent Sauerstoff, 18 Prozent Kohlenstoff, 10 Prozent ...«

»Das liegt nur daran, dass die Menschen Erdbeeren in der Wüste züchten wollen. Wenn wir alle einheimische Produkte kaufen würden, natürlich gewachsen und ohne all diese Chemie ...«

»Das klingt alles wunderbar, doch wenn deinem Boden die essenziellen Nährstoffe fehlen, wenn deine Familie wegen Blattläusen oder Pilzen verhungert, dann wärest du vielleicht dankbar für die böse Chemie ...« Ich weiß nicht mehr genau, was ich sonst noch gesagt habe, aber ich liebte meine Arbeit und hatte das Gefühl, etwas Nützliches und Sinnvolles zu tun. Neben Idealismus mag auch Eifersucht eine Rolle gespielt haben. Ich hatte etwas zu tief ins Glas geschaut, und nach einem langen Abend, an dem ich abwechselnd von oben herab behandelt oder ignoriert worden war, hegte ich keine herzlichen Gefühle für meinen Rivalen, für den die Lösung zur Beseitigung aller Krankheiten und Hungersnöte anscheinend längere und bessere Rockkonzerte waren.

»Es gibt genug, um die ganze Welt zu ernähren, es ist nur in den falschen Händen ...«

»Ja, aber daran ist doch nicht die Wissenschaft schuld! Das ist Politik, Wirtschaft! Die Wissenschaft ist nicht verantwortlich für Dürren, Hungerkatastrophen und Krankheiten, aber diese Dinge passieren, und dann kommt die Forschung ins Spiel. Es ist unsere Verantwortung ...«

»Noch mehr Insektizide zu produzieren? Oder mehr Contergan?« Dieser letzte Tiefschlag schien Jake besondere Genugtuung zu verschaffen, und er schenkte seinem Publikum ein charmantes Grinsen, entzückt, dass das

Unglück anderer ihm ein wertvolles Argument geliefert hatte. Das waren natürlich schreckliche Tragödien, doch ich wüsste nicht, dass sie speziell meine Schuld oder die meiner Kollegen waren – allesamt gewissenhafte, humane, anständige Leute, die sich ihrer ethischen und moralischen Verantwortung bewusst waren. Außerdem waren diese beiden Beispiele Ausnahmen im Vergleich zu all den außergewöhnlichen Erfindungen, die die Wissenschaft hervorgebracht hat. Unterdessen hatte ich ein sehr klares geistiges Bild vor mir, wie ich hoch oben im Dunkeln einer Zirkuskuppel wie ein Wahnsinniger mit einem Taschenmesser an einem Seil herumsäble.

»Was wäre«, fragte ich mich laut, »wenn du, Gott bewahre, vom Trapez fallen, dir beide Beine brechen und eine massive Infektion kriegen würdest? Weißt du, was ich dann wirklich gern tun würde, Jake? Mit Antibiotika und Schmerzmitteln an deinem Bett stehen, sie knapp außerhalb deiner Reichweite hinstellen und sagen, ich weiß, du leidest Höllenqualen, doch ich kann dir die hier leider nicht geben, weil, du weißt schon, das alles Chemie ist, von Wissenschaftlern erfunden. Es tut mir schrecklich leid, aber ich fürchte, ich muss dir beide Beine amputieren. Ohne Betäubung!«

12. Totenstille

Ich fragte mich, ob ich den Bogen nicht überspannt hatte. Ich hatte leidenschaftlich wirken wollen und war stattdessen wie ein Irrer rübergekommen. Meine Worte hatten gehässig geklungen, und niemand mochte offene Gehäs-